

Polykontextualität im Gespräch mit dem Buddhismus

Eine Reaktion auf David Köpf's Artikel „Mit dem Weltgeist rechnen“

in: Dirk Baecker (Hrsg.), Schlüsselwerke der Systemtheorie

Dr. Dr. Rudolf F. Matzka, Mai 2010

Es wird gesagt, das Günther'sche Denksystem der Polykontextualität beruhe auf dem Begriff der Zahl, während „klassische“ Denksysteme auf dem Begriff des Begriffs beruhen. Eine polykontexturale Realität lässt sich nicht denkend erfassen, unsere Intention des Verstehenwollens kann diese Realität nicht durchdringen, deshalb braucht es ein anderes Medium als den Begriff, um mit dieser Realität umzugehen, und das sei, gemäß Günther, die Zahl. Polykontextualität wird nicht denkend bewältigt, sondern rechnend.

Wenn Günther so gelesen werden kann, dann muss ihm die buddhistische Philosophie widersprechen. Ja, die Realität ist polykontextural, und ja, unsere Intention des Verstehenwollens kann diese Realität nicht durchdringen, aber es ist nicht ein anderes Medium, das da gebraucht wird, sondern eine andere Haltung. Unser Verstehen durchdringt die Realität ein Stück weit, irgendwo hat dieses Verstehen ein Ende, und dann ist es nötig, die Intention des Verstehenwollens erst einmal fallen zu lassen. Es ist nötig, erst einmal die Stille zu finden. Nicht nur sie zu finden, sondern auch sie zu pflegen. Und wenn die Intention des Verstehenwollens verschwunden ist, ebenso wie die vielen anderen Intentionen, die uns so umtreiben, wenn also Stille in einem tieferen Sinn erreicht ist, dann hören wir auf, „Ich“ zu sein, und dann zeigt sich auf einmal viel mehr Realität, als wir je zu verstehen gehofft hatten. Dann können wir lernen, mitfühlend und weise zu handeln, jenseits allen Verstehens. Und dann, davon gehe ich aus, ist Polykontextualität kein Problem mehr.

Dass die buddhistische Lösung auf der individuellen Ebene funktioniert, will ich mal unterstellen, aber daraus ergibt sich nur dann eine kulturelle Perspektive, wenn sehr viele Individuen diesen Weg gehen, so dass deren Persönlichkeitstransformationen kulturell relevant würden. Der Günther'sche Zugang hat den Vorteil, dass er direkt kulturell relevant ist. Aber wir müssen den buddhistischen Einwand ernst nehmen. Er weist immerhin darauf hin, dass die Günther'sche Lösung des Komplexitätsproblems ebensogut ein Kurzschluss sein könnte.

Die Idee, dass die Zahl grundlegender sei als der Begriff, ist ja nicht falsch. Die Zeichenreihe lässt sich nicht aufbauen ohne die Zahl, und die Zeichenreihe ist, als Wort, das Medium des Begriffs. Die Zahl ist viel einfacher und abstrakter als das Wort, sie enthält viel weniger Information. Aber ist sie deshalb in der Lage, eine transklassische Rationalität zu tragen?

Die buddhistische Rationalität jedenfalls wird nicht durch den Zahlbegriff getragen. Aus buddhistischer Sicht ist die Zahl ein Identitätskonstrukt, ebenso wie der Begriff. Schon die Idee der Einheit fällt dem buddhistischen Axiom der *Negation der eigenständigen Existenz* zum Opfer. Und ohne die Idee der Einheit gibt es auch nicht die Idee der Zahl. Der Zahlbegriff kann uns nicht zur absoluten Wirklichkeit führen, auch nicht der kenogrammatisch angereicherte Zahlbegriff, welcher der Polykontextualitätstheorie zugrunde liegt.

Daraus folgt aber keineswegs, auch aus buddhistischer Sicht nicht, dass die kenogrammatische Anreicherung des Zahlbegriffs nutzlos wäre. Buddhisten sind sehr erfinderisch, wenn es darum geht, Methoden zu entwerfen, mit denen sich eingefleischte Gewohnheiten brechen lassen. Der Umgang mit der Kenogrammatik ist eine wunderbare Methode, um die Gewohnheit der *atomaren Abstraktion* zu brechen, die unserem klassischen Gebrauch der Zahlen und Zeichen zugrunde liegt. Der Buddhist ist begeistert.

Auch der westliche Strukturtheoretiker muss eigentlich begeistert sein, denn mit dem Kenogramm hat Gotthard Günther einen Typ von semiotischem Objekt entdeckt, das in seinem Abstraktionsgrad auf halber Strecke zwischen Zahl und Zeichenreihe angesiedelt ist, also zwischen Zahl und Wort oder zwischen Zahl und Begriff. Diese Entdeckung sollte uns in die Lage versetzen, das Verhältnis von Zahl und Begriff ein wenig besser zu verstehen und ein wenig intelligenter zu organisieren, als wir es bisher gewohnt sind. Gotthard Günther hat ein semiotisches Objekt gefunden, das zwischen Begriff und Zahl vermitteln kann. Das lässt zumindest hoffen, dass der Übergang vom Text zur Formel in den Physikbüchern unserer Zukunft nicht mehr ganz so hart sein wird wie heute. Aber vielleicht entsteht auch mehr daraus.

Günther sah die Kenogrammatik als semiotische Grundlage für eine neue Art von Sprache, die Negativsprache. Sie dient der Kommunikation, sie koordiniert damit die Handlungen der Kommunikationspartner, ebenso wie unsere klassischen Sprachen, aber sie funktioniert nicht mittels Repräsentationen von Wirklichkeitsausschnitten, wie unsere klassischen Sprachen, sondern sie folgt anderen Mustern und erzeugt andere Prozesse. Die Negativsprache ist nicht auf einen Konsens über Wortbedeutungen angewiesen, weil die Information der Negativsprache nicht in ihren Bedeutungen liegt, sondern in der Struktur und Dynamik ihrer Signale. So kann die Negativsprache auch transkontextual operieren. Das ist eine der Hoffnungen, die sich mit dem Günther'schen Projekt verbinden. Ist diese Hoffnung begründet?

Betrachten wir etwas genauer, wie die Kenogrammatik auf *uns* wirkt. Die Art und Weise, wie wir Zeichen gebrauchen, prägt die Art und Weise, wie wir mit anderweitiger Erfahrung kognitiv umgehen. Der Wechsel vom atombasierten Zeichengebrauch zum strukturbasierten Zeichengebrauch induziert eine Verschiebung unserer Aufmerksamkeit, weg von atomaren Entitäten, hin zu relationalen Strukturen. Diese Verschiebung generalisiert sich auf abstraktere Ebenen. Uns fällt auf, dass Begriffe nicht an und für sich einen Sinn haben, sondern erst in einem Begriffsnetz Sinn gewinnen, einen Relativen Sinn, relativ zum Netz. Und wir richten unsere Aufmerksamkeit weniger auf den Inhalt unserer Begriffe, und mehr auf die Struktur des kategorialen Netzes, das sie miteinander bilden.

Bewirkt diese Verschiebung unserer Aufmerksamkeitsgewohnheiten, dass wir für transkontexturale Kommunikation besser gerüstet sind? Man könnte es sich vorstellen. Wenn unsere Botschaften inhaltsneutral sind, wenn sie nur ein kategoriales Muster transportieren, dann könnte es sein, dass sie bei einem Empfänger, der ganz andere Inhalte vor Augen hat, eine Resonanz mit einem gleichartigen Muster auslösen. Oder dass sie beim Empfänger keine Resonanz auslösen. Oder dass sie beim Empfänger eine partielle Resonanz auslösen, was dort zu kreativen Strukturmodifikationen Anlass geben kann. Das ist nur ein Beispiel dafür, wie man sich transkontexturale Kommunikation mittels Kenogrammatik vorstellen kann. Unsere Phantasie, oder jedenfalls meine Phantasie, ist in dieser Richtung nicht sehr gut entwickelt.

Was uns fehlt, ist empirische Erfahrung mit Transkontextualität. In unserer Kultur gibt es genügend viele Kontexturen, auch in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Warum probieren wir nicht miteinander aus, ob die Kenogrammatik uns erlaubt, transkontextual zu kommunizieren? Ob es tatsächlich möglich ist, die Polykontextualitätstheorie bis zur Entwicklung einer transklassischen Technik voranzutreiben, steht in den Sternen. Wir sollten uns bei der Frage, wie die Polykontextualitätstheorie kulturell wirksam werden kann, nicht allein auf die technische Schiene kaprizieren. Bevor wir der Technik verteilte Intelligenz beibringen können, müssen wir zuerst verstehen, wie unsere eigene verteilte kulturelle Intelligenz funktioniert bzw. nicht funktioniert. Müssen wir zuerst lernen, wie wir unsere kulturellen Instanzen intelligenter koordinieren können, als wir es derzeit tun. Da hat der Weltgeist noch viel zu tun.